Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 10

Artikel: Die Sturmflut
Autor: Harte, Bret
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667386

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Sturmflut

Von Bret Harte

Wenn die Flut sich verlaufen hat, zeigt sich das Moor von Dedlow in seiner ganzen trübseligen Nacktheit. Vor uns liegt eine niedrige, schwammartige Fläche mit trägen, pechschwarzen Sümpfen, aus denen sich das schlammige Wasser in schlangenartigen Windungen langsam einen schleimigen, schlüpfrigen Weg nach der weiten offenen Bucht des Stillen Ozeans bahnt. Hin und wieder erblicken wir ein vereinsamtes Fleckchen gelbgrünen Grases, dessen dünne, klebrige Hälmchen durch ihren unangenehmen feuchten Erdgeruch sofort ihren amphibischen Charakter verraten. Und appellieren wir an unsere Phantasie, — wie wenig anregenden Stoff die flache Eintönigkeit des Moors von Dedlow ihr auch bieten mag, der wellenförmige Streifen angespülten Treibholzes wird sofort zu einem unheilverkündenden Boten der Wasser, die, ob sie gegenwärtig sich auch zurückgezogen haben, unvermeidlich mit der Hochflut wiederkehren werden. Das breitet einen so düsteren Schatten über die Landschaft, daß kein Sonnenschein ihn zu zerstreuen vermag.

Auch die Töne, die man auf dem Moor von Dedlow vernimmt, haben etwas Bedrückendes und Melancholisches. Die hohlen, heisern Grabeslaute der Rohrdrommel, der kreischende Ruf des Regenspechtes, das Geschrei der vorüberziehenden Brandgans, das Geschnatter der zänkischen Kriekente, der scharfe jammernde Protest des aufgeschreckten Kranichs, die artikulierte Klage des Regenpfeifers, — das alles bildet ein Konzert, das vollkommen im Einklang steht mit der melancholisch-trübseligen Physiognomie dieser Vögel.

Ist das Moor von Dedlow schon zur Zeit der Ebbe wenig erheiternd, um wieviel weniger noch, wenn die Flut mit voller Kraft im Anzuge ist; — wenn der feuchte Wind kalt und unfreundlich über den flimmernden Wasserspiegel streicht und denen, die seewärts blicken, eine zweite Flut ins Angesicht bläst; — wenn die Lachen und Untiefen einen stahlblauen Glanz annehmen; — wenn die großen, mit Muscheln bedeckten Stämme der gestürzten Bäume sich wieder erheben und von neuem ihre zwecklosen, melancholischen Irrfahrten beginnen, unaufhörlich hin und her treibend wie der ewige Jude, ohne jemals an ein Ziel zu gelangen; — wenn die Enten mit ihrem glänzenden Gefieder geräuschlos über das Wasser streichen, ohne seine glatte Oberfläche auch nur zu kräuseln; — wenn zugleich mit der Flut der Nebel herbeizieht und das Blau des Himmels verbirgt, so wie das Wasser bereits das Grün der Weiden bedeckt hat; — wenn die Fischer, verstrickt in dieses unentwirrbare Nebelnetz, hoffnungslos mit ihren Rudern herumplätschern und von Zeit zu Zeit aufschrecken, da sie bei jedem Laut den Kiel ihres Bootes von den bösen Händen der Wassernixen berührt wähnen, oder beim Anblick der unsteten Grasbüschel zusammenfahren, die auf der Wasserfläche treiben wie das aufgelöste Haar eines Ertrunkenen, und an diesen Zeichen erkennen, daß sie sich auf das Moor von Dedlow verirrt haben und sich damit abfinden müssen, eine ganze trübselige Nacht hier zuzubringen.

Der Leser wird sich jetzt von dieser unheildräuenden Gegend eine Vorstellung machen können, und er gestatte mir, ihm eine Geschichte zu erzählen, deren Schauplatz sie gewesen ist, eine Geschichte, die mir bei meinen Jagdausflügen auf dem Moor von Dedlow stets ins Gedächtnis kommt. Ein Lokalblatt hat sie unlängst in wenigen Worten mitgeteilt; aber ich habe sie mit allen ihren beredten Einzelheiten aus der Heldin eigenem Munde. Ich kann nicht hoffen, all die wechselnden Stimmungen und die einer Frau eigentümliche, malerische Art der Schilderung wiederzugeben; aber ich werde mich bemühen, wenigstens den wesentlichen Inhalt zu berichten.

Sie wohnte mitten zwischen dem großen Sumpfe des Dedlower Moores und einem ziemlich großen Flusse, der vier englische Meilen weiter in einen vom Stillen Ozean gebildeten Meeresarm mündet, auf einer langen, sandigen Halbinsel, welche die südwestliche Grenze einer herrlichen Bucht bildet. Ihr Haus, eine kleine Bretterhütte, die auf starken Pfählen ruhte und sich einige Fuß über den morastigen Boden erhob,

war etwa eine Stunde von den übrigen, am Flusse gelegenen Niederlassungen entfernt. Ihr Mann war Holzhauer und Zimmermann, — ein einträgliches Handwerk in einer Gegend, deren Hauptindustrie in der Zurüstung und dem Betrieb von Bauholz besteht.

Es war um die Zeit des ersten Frühlings, als eines Tages ihr Mann das Zurücktreten der Hochflut benutzte, um in gewohnter Weise ein Floß Balken nach dem andern Ende der Bucht zu schaffen. Als sie bei seinem Fortgehen in der Tür der kleinen Hütte stand, hatte sie am südwestlichen Himmel einen schwarzen Punkt bemerkt, und sie erinnerte sich, daß ihr Mann zu seinen Kameraden gesagt hatte, sie müßten sich beeilen, damit sie nicht von dem drohenden Südweststurm überrascht würden.

Und in eben dieser Nacht begann es zu wehen und zu stürmen, so schrecklich, wie sie es noch niemals erlebt hatte. Eine große Anzahl gewaltiger Bäume in dem Walde am Flusse wurden entwurzelt, und das Haus schaukelte wie eine Wiege.

Aber wie wütend der Orkan auch um die kleine Hütte brüllen mochte, sie wußte, daß er, auf den sie ihr Vertrauen setzte, Zapfen und Riegel mit seiner eigenen starken Hand befestigt hatte; sie wußte, daß er sie nicht allein gelassen haben würde, wenn er nur das Geringste befürchtet hätte. Diese Gewißheit, sowie ihre häuslichen Pflichten und die Wartung ihres kleinen kränklichen Kindes lenkten ihre Gedanken von dem Unwetter ab, nur daß sie natürlich in einiger Unruhe darüber war, ob „er" auch wohlbehalten und sicher mit seinem Floß da unten in Utopia gelandet wäre. Aber als sie hinausging, um die Hühner zu füttern und nach der Kuh zu sehen, bemerkte sie, daß die Flut bis zu der Umzäunung ihres kleinen Gartens gestiegen war, und daß sie das Brüllen der Brandung auf dem südlichen Gestade, obgleich meilenweit entfernt, deutlich hören konnte. Gern hätte sie jemand gehabt, mit dem sie über diese Dinge hätte sprechen können, und wäre der Sturm nicht so heftig und der Weg nicht so weit und so schlecht gewesen, sie würde ihr Kind genommen und zu Ryckman, ihrem nächsten Nachbarn, gegangen sein. Aber „er" hätte ja, durch und durch naß, mitten im Sturm zurückkehren können, und dann wäre niemand dagewesen, der für ihn gesorgt hätte; auch wäre es für den Kleinen, der den Husten hatte und krank war, ein gar zu langer Weg gewesen.

In der folgenden Nacht verspürte sie, — sie konnte nicht sagen warum, — nicht die mindeste Lust, zu schlafen oder sich auch nur hinzulegen. Der Sturm hatte etwas nachgelassen, aber immer noch saß und saß sie da und versuchte sogar zu lesen. Ich weiß nicht, ob es die Bibel war oder ein weltliches Buch, in dem die arme Frau blätterte; aber wahrscheinlich war es ein weltliches Buch, denn die Worte schwammen ihr vor den Augen in eins zusammen und bildeten ein so wunderliches Zeug, daß sie schließlich genötigt war, das Buch fortzulegen und sich zu dem viel kostbareren Werke zu wenden, das da vor ihr in der Wiege lag, und dessen erste Seite noch rein und unbefleckt war, um zu versuchen, ob sie in seine geheimnisvolle Zukunft einen Blick tun könnte. Die Wiege schaukelnd dachte sie an alles und alle, aber der Schlaf wollte noch immer nicht kommen.

Es war gegen zwölf Uhr, als sie sich endlich völlig angekleidet aufs Bett warf. Wie lange sie geschlafen hatte, vermochte sie sich nicht zu erinnern; aber als sie wieder erwachte, hatte sie im Halse ein so schreckliches Gefühl, daß sie zu ersticken meinte, und fand sich, an allen Gliedern zitternd, mitten im Zimmer; sie hielt das Kind gegen die Brust gedrückt und sprach laut. Das Kind weinte und wimmerte, und um es zu beruhigen, begann sie im Zimmer auf und ab zu gehen. Da vernahm sie ein Scharren an der Tür. Ängstlich öffnete sie und freute sich, daß es nur der alte Peter, ihr Hund war, der triefend ins Zimmer geschlichen kam. Gern hätte sie hinausgeblickt, nicht weil sie die geringste Hoffnung hatte, ihr Mann könnte zurückkommen, sondern um zu sehen, wie es mit dem Wetter stände. Aber der Wind schüttelte die Tür so gewaltig, daß sie diese kaum festhalten konnte. Ein Weilchen blieb sie still sitzen, dann legte sie sich wieder hin. Das Ohr ganz nahe an der Wand der kleinen Hütte, glaubte sie abermals ein leises und langsames Scharren zu vernehmen, — wie wenn die Außenseite von Baumzweigen gestreift würde; dann einen leisen, glucksenden Laut, „grad wie das Kind machte, wenn es am Trinken war", und

darauf ging es „klick-klick" und „kluck-kluck", so daß sie sich im Bett aufrichtete. In demselben Augenblick wurde ihre Aufmerksamkeit auf etwas gelenkt, das unter der Hintertür durch nach der Mitte des Zimmers zu kriechen schien. Es war anfangs nicht viel größer als ihr kleiner Finger; aber bald wurde es so breit wie ihre ganze Hand und begann sich über den ganzen Fußboden auszudehnen. Es war Wasser!

Sie lief nach der Vordertür und riß sie sperrweit auf, — nichts als Wasser! Sie eilte nach der Hintertür und öffnete sie, — nichts als Wasser! Sie flog nach dem Seitenfenster und stieß es auf, — nichts als Wasser! Dann erinnerte sie sich, daß ihr Mann einmal gesagt hatte, die Flut sei nicht gefährlich, weil das Wasser regelmäßig falle. Man könne die Zeit genau berechnen, und er wolle lieber in der Nähe der Bucht, als am Flusse wohnen, der jederzeit über seine Ufer treten könnte. Aber war es wirklich die Flut? Von neuem eilte sie nach der Hintertür, riß sie auf und warf ein Stück Holz hinaus. Es trieb in der Richtung der Bucht. Sie nahm etwas Wasser in die hohle Hand und brachte es hastig an die Lippen. Das Wasser war frisch und süß. Es war der Fluß und nicht die Flut!

Sie dankte Gott für seine Güte und fiel in Ohnmacht. Seine barmherzige Hand stützte und stärkte sie in diesem entsetzlichen Augenblick; ihre Furcht fiel von ihr wie ein Gewand; sie hörte auf zu zittern und verlor auch später, inmitten all der Prüfungen und Gefahren dieser schrecklichen Nacht, nicht mehr ihre Selbstbeherrschung und Geistesgegenwart.

Sie zog das Bett mitten ins Zimmer, stellte einen Tisch darauf und auf diesen Tisch die Wiege. Das Wasser in der Stube reichte ihr schon bis über die Knöchel, und zwei- oder dreimal wurde das Haus so stark vom Sturme geschüttelt und so gewaltig vom Wasser gestoßen, daß die Schranktüren von selbst aufflogen. Und wieder hörte sie ein Scharren und Reiben an der Außenwand. Hinausblickend sah sie, daß der große entwurzelte Baum, der oben am Ende der Weide, in der Nähe des Weges gelegen war, von der Flut nach dem Hause heruntergeschwemmt wurde. Glücklicherweise schleppten seine langen Wurzeln über die Erde und hinderten ihn, sich so schnell zu bewegen wie die Strömung; sonst hätte das Haus, trotz der starken Pfähle und Zapfen, den Stoß nicht ausgehalten. Der Hund war auf den knorrigen Stamm gesprungen und legte sich zitternd und winselnd in der Nähe der Wurzeln hin. Da zuckte ihr ein Hoffnungsstrahl durch den Kopf. Sie riß eine schwere Decke vom Bett, wickelte sie um ihr Kind und watete durch das immer höher steigende Wasser nach der Tür. Als der Baum sich wieder der Hütte zudrehte, so daß diese erbebte und krachte, sprang sie neben den Hund auf den Stamm. Mit Gottes Beistand gelang es ihr, auf der glatten Rinde festen Fuß zu fassen. Den einen Arm um die Wurzel schlingend, hielt sie in dem andern ihr schreiendes Kind. Dann krachte plötzlich etwas in der Nähe der Vordertür, und die ganze Frontseite des Hauses, das sie soeben verlassen hatte, fiel vornüber, — gerade wie die Kühe auf die Knie fallen, wenn sie sich legen wollen. In demselben Augenblick beschrieb der große Rotholzbaum einen Halbkreis und trieb mit seiner lebendigen Ladung hinaus in die schwarze Nacht.

Trotz all der Aufregung und Gefahr, trotz all der Mühe, die es ihr machte, das schreiende Kind zu beruhigen, trotz dem Heulen des Windes, trotz der Ungewißheit der Lage, in der sie sich befand, mußte sie sich noch einmal nach der von ihr verlassenen und von der Flut in Besitz genommenen Hütte umwenden. Sie erinnerte sich, — und sie weiß noch heute nicht, wie sie so töricht sein konnte, in einem solchen Augenblick an so etwas zu denken, —, daß es ihr leid getan hatte, kein anderes Kleid angezogen und für das Kind nicht den besten Anzug mitgenommen zu haben. Sie betete, daß doch das Haus verschont bleiben möchte, damit „er" bei seiner Rückkehr wenigstens etwas vorfände, und es nicht gar zu öde und trostlos für ihn wäre. Wie sollte er aber jemals erfahren, was aus ihr und dem Kinde geworden war? Bei diesen Gedanken ward ihr ganz weh ums Herz. Aber sie hatte etwas anderes zu tun als sich zu grämen; denn so oft die langen Wurzeln ihrer Arche auf ein Hindernis stießen, drehte sich der Stamm halb um, und zweimal kam sie mit dem schwarzen Wasser in Berührung. Der Hund, der ihr fast Schrecken

einjagte durch sein Winseln und sein unaufhörliches Hin- und Herlaufen, fiel schließlich vom Baume herunter. Eine Zeitlang schwamm er neben ihr her; sie versuchte dem armen Tier wieder auf den Baum zu helfen, aber es benahm sich gar zu ungebärdig und albern, und endlich verlor sie es für immer aus den Augen. Jetzt waren sie ganz allein, sie und das Kind. Das Licht, das noch einige Minuten in der verlassenen Hütte gebrannt hatte, erlosch plötzlich. Sie vermochte daher jetzt nicht mehr zu bestimmen, nach welcher Richtung sie trieben. Dunkel zeigten sich vor ihr die Umrisse der weißen Dünen auf der Halbinsel, und daraus schloß sie, daß der Baum sich ungefähr in gleicher Richtung mit dem Flusse fortbewegte. Das Wasser mußte am Fallen sein, und wahrscheinlich hatte sie den Strudel erreicht, der durch das Zusammenströmen der Flut und des übergetretenen Flußwassers gebildet wurde. Wenn nicht bald Ebbe eintrat, lief sie große Gefahr, von der Strömung des Flusses erfaßt und entweder in die offene See hinausgetrieben oder von den umherschwimmenden Bäumen und Balken zerschmettert zu werden. Entging sie dieser Gefahr, und wurde sie von der zurücktretenden Flut nach der Bucht geführt, so durfte sie hoffen, auf eine der baumreichen Spitzen der Halbinsel geworfen zu werden, wo sie den Anbruch des Tages abwarten konnte. Zuweilen schien es ihr, als hörte sie vom Flusse her rufende Stimmen, das Brüllen von Rindern und das Blöken von Schafen. Aber es war nur das Sausen in ihren Ohren und das Pochen ihres Herzens. Dann merkte sie, daß sie in ihrer unbequemen Stellung so steif und so durchfroren war, daß sie sich kaum mehr rühren konnte. Das Kind weinte so jämmerlich, als sie ihm die Brust reichte, daß ihr klar wurde, die Milch müßte versiegt sein. Darüber geriet sie so in Schrecken, daß sie sich das Tuch über den Kopf zog und zum ersten Male bitterlich zu weinen anfing.

Als sie den Kopf wieder erhob, war das Brüllen der Brandung hinter ihr, woraus sie schloß, daß ihre Arche sich wieder gedreht hatte. Sie nahm etwas Wasser in die Hand, um ihre brennende Kehle zu kühlen; es war so salzig wie ihre Tränen. Darin lag ein Trost, denn jetzt wußte sie, daß sie mit der fallenden Flut trieb. Der Wind legte sich, und eine tiefe, grauenerregende Stille begann sie zu bedrücken. Das Wasser kräuselte sich kaum an den rauhen Seiten des Baumstammes, auf dem sie saß, und rings um sie her war nichts als schwarze Finsternis und beängstigende Grabesruhe. Sie sprach mit dem Kinde, — lediglich um sich selbst reden zu hören und sich zu überzeugen, daß sie ihre Stimme nicht verloren hatte. Und dann grübelte sie darüber nach, — es war seltsam, aber sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren —, wie schrecklich die Nacht gewesen sein mußte, als die große Arche auf der Bergspitze in Asien strandete und alle Tiere der Schöpfung von der Welt weggefegt waren. Auch dachte sie an Matrosen, die sich an Schiffstrümmer festgeklammert halten, und an so viele Frauen, die auf Flößen von den grausamen Wogen zu Tode gepeitscht werden. Sie versuchte, Gott zu danken, daß sie vor einem ähnlichen Lose bewahrt geblieben, und dabei wandte sie ihre Augen von dem Kinde ab, das in einen unruhigen Schlaf gefallen war. Plötzlich zeigte sich fern im Süden ein großes Licht am dunklen Horizont, — es strahlte und flackerte, flackerte und strahlte. Ungestüm pochte ihr Herz wider des Kindes kalte Wange. Es war der Leuchtturm am Eingang der Bucht. Während sie noch verwundert hinblickte, rollte plötzlich der Baum etwas zur Seite, schleppte sich noch eine kleine Strecke langsam fort und schien dann ruhig liegen zu bleiben. Sie streckte die Hand aus und fühlte das Wasser dagegen strömen. Der Baum hatte Grund gefaßt und zwar, nach der Lage des Leuchtturms und dem Tosen der Brandung zu urteilen, auf dem Moor von Dedlow.

Hätte sie nicht der Zustand ihres kranken Kindes und das plötzliche Versiegen der Milch geängstigt, sie würde sich wie errettet und erlöst gefühlt haben, so aber waren alle ihre Eindrücke schmerzlich und trübe. Als das Wasser anfing sich rasch zu verlaufen, flog schreiend und kreischend ein großer Schwarm schwarzer Brandgänse an ihr vorüber. Dann kamen Regenpfeifer herbei, flatterten unter melancholischen Klagetönen um den Baum und ließen sich endlich wie eine graue Wolke furchtlos darauf nieder. Nicht lange nachher flog lärmend und klagend ein Reiher über sie hin und stellte sich wenige Schritte von ihr mit

seinen dünnen Beinen ins Wasser. Am merkwürdigsten aber benahm sich ein schöner weißer Vogel, — etwas größer als eine Taube und einem Pelikan ähnlich — der erst in weiten und dann immer enger werdenden Kreisen um sie herumflatterte und sich zuletzt auf eine kleine Wurzel des Baumes, gerade über ihren Schultern, niederließ. Sie streckte ihre Hand aus und streichelte ihm den schönen weißen Hals. Das erschreckte ihn nicht im mindesten, denn er blieb ruhig sitzen. So kam sie auf den Gedanken, ihn dem Baby zu zeigen, damit es sich über ihn freue. Aber als sie das Kind aufhob, war es ganz steif und kalt, und unter den kleinen Augenlidern, die vollständig geschlossen blieben, hatte es blaue Ringe. Sie stieß einen lauten Schrei aus, so daß der Vogel davonflog, und sank in Ohnmacht. Das war der schlimmste Augenblick.

Als sie wieder zu sich kam, schien hell die Sonne, und es war vollständig Ebbe. Ein seltsames Geschwirr von Kehllauten tönte ihr ans Ohr. Eine alte Squaw (Weib) sang ein indianisches „Eiapopeia", wobei sie sich vor dem Feuer, das auf dem Moor angemacht war, beständig hin und her wiegte, an dem sie, die arme gerettete Frau, völlig erschöpft, wieder zu sich kam. Ihr erster Gedanke galt dem Kinde, und sie öffnete bereits die Lippen, um nach ihm zu fragen, als eine junge Squaw, die wohl selbst Mutter war, ihre Gedanken erriet und ihr den kleinen „Mowitsch" (Kind) brachte, blaß aber lebend, in einer so komischen, aus Weiden geflochtenen Wiege, — ganz so wie die, in welcher der jungen Indianerin eigenes Wickelkind lag, daß sie zugleich lachen und weinen mußte. Da zeigten die junge und die alte Indianerin ihre großen weißen Zähne, ließen ihre schwarzen Augen funkeln und sagten: „Kleiner Mowitsch rasch wieder gesund, weißer Mann bald kommen."

Ihre Freude war so groß, daß sie die braunen Gesichter der Indianerinnen hätte küssen mögen. Die erzählten ihr dann, daß sie auf dem Moore mit ihren wunderlichen Körbchen Beeren suchten, und von fern ihr Kleid hätten flattern sehen. Die alte Squaw habe der Versuchung nicht widerstehen können, sich ein neues Gewand zu verschaffen, und so wären sie heruntergekommen und hätten die weiße Frau mit dem Kinde entdeckt . . .

Es versteht sich von selbst, daß das Kleid der alten Indianerin geschenkt wurde; und als „er" endlich kam und auf sie zueilte, — wohl zehn Jahre älter aussehend infolge der überstandenen Angst —, da fühlte sie sich wieder so schwach, daß sie in das Kanoe getragen werden mußte.

„Er" hatte nichts von der Sturmflut gewußt, und erst als er die Indianer in Utopia getroffen, hatte ihre Zeichen- und Bildersprache ihn darüber belehrt, daß das arme Weib, das sie aufgelesen hatten, seine Frau war. Und bei der nächsten Hochflut bugsierte er den Baum, obschon er soviel Mühe nicht wert war, wieder zurück und baute ein neues Haus, wobei der Rettungsbaum zum Grundpfeiler genommen wurde. Er nannte es nach ihr: „Mariens Arche". Aber man kann sich leicht denken, daß er es an einer Stelle erbaute, wo es von den Hochwassern nicht erreicht werden konnte. Und das ist alles.

Vielleicht nicht viel, wenn man den bösartigen Charakter des Moors von Dedlow in Betracht zieht. Aber man muß darauf umhergestreift sein zur Zeit der Ebbe oder während der Hochflut in einem Boote darauf gerudert oder wie das mir passiert ist, einigemal in seinen Nebeln sich verirrt haben, um Maries Abenteuer richtig verstehen und die Wohltat einer vor der Sturmflut geschützten Wohnung gebührend würdigen zu können.

Das Kind bedarf von Jugend auf eines freien allseitigen Spielraums seiner körperlichen Tätigkeit und seines Bewegungstriebes. Es bedarf von Jugend auf einer allseitigen Entfaltung seiner körperlichen Anlagen, damit es im Besitze ihrer Gesamtkraft beim Treiben eines einzelnen Geschäftes nicht Frohsinn und Gesundheit, nicht die Fähigkeit es selbst allseitig und frei zu betreiben. Kurz, es muß zur Kraft und Gewandtheit gelangen in allen seinen irdischen Angelegenheiten, nach Erfordernissen der Lage und Umstände handeln zu können. **Pestalozzi.**